

Zehn Jahre Papst Franziskus

Der Teufel steckt in der Struktur

Als Papst Franziskus gewählt wurde, freuten sich viele über dessen nicht-europäischen Hintergrund. Oft ist dieser auch Grund für Missverständnisse, wie es sich zum Beispiel in seiner Wortwahl zeigt – nicht zuletzt im Kontext der Frauenfrage in der katholischen Kirche weltweit. VON THERESIA HEIMERL

Das haben aufgeklärte Katholiken und Katholikinnen wieder einmal gebraucht: Der Teufel springt die Priester und Nonnen aus jedem harmlosen Pornofilmchen an. Die je nach persönlicher Verfassung und Glaubensergebenheit launige, peinliche oder verstörende Äußerung Papst Franziskus' im Oktober 2022 war seit Beginn seines nun zehnjährigen Pontifikats nur die letzte in einer Reihe von Erwähnungen des Teufels, die sich alle durch ihren irritierend anschaulichen Charakter auszeichnen. Was hat dieser Papst nur mit dem Teufel?

Kein Abschied vom Gehörnten

Der Teufel ist jenes böse Detail, das für liberale Gläubige des deutschsprachigen Raumes in dem sonst so freundlich gezeichneten Bild dieses Papstes steckt. Haben wir nicht schon in den Siebzigerjahren mit Herbert Haag den Abschied vom Teufel gefeiert und nach dem Fall Anneliese Michel seine Austreibung den Psychologen überantwortet? Der Teufel riecht nach Mittelalter, Drohbotschaft – kurz, nach allem, was einer Kirche im 21. Jahrhundert entgegensteht. Nur für Papst Franziskus riecht der Teufel noch immer nach Schwefel. In diesem Teufelsproblem spiegeln sich – fokussiert wie unter einem Brennglas – die in zehn Jahren offenkundig gewordenen Probleme der katholischen Kirche.

Zunächst einmal wäre da das Problem der Weltkirche, deren Sprachen einander immer unverständlicher werden. Weltweit gesehen ist der Teufel noch immer eine unhinterfragte personale Realität, gegen die anzukämpfen zu den Kernkompetenzen religiöser Experten zählen muss. Wer hier gleich an Afrika denkt, denkt erstens kolonialistisch und zweitens zu regional. In vielen evangelikalischen Kirchen Latein- wie Nordamerikas wird nicht nur regelmäßig der Teufel ausgetrieben, sondern auch seine Herrschaft (im Sinne von Offb 20) befürchtet.

Bereits angebrochen sieht diese Herrschaft der russische Patriarch Kyrill, und zwar im gottlosen Westen, der an der ukrainischen Grenze beginnt. Und selbst für Italien konstatiert die Internationale Exorzistenorganisation mit Sitz im Vatikan für das Jahr 2021 rund eine halbe Million Anfragen.

Wenn der Papst konkret und direkt vom Teufel spricht, spricht er also von der Erfahrungs- und Lebensrealität gläubiger Menschen rund um den Globus. Ihre Anzahl übersteigt jene der deutschsprachigen Katholiken bei Weitem. Einmal ganz abgesehen von der offiziellen kirchlichen Lehre sollten sich gerade postmoderne Gläubige in Deutschland und Österreich die heute ansonsten übliche Frage stellen, ob ihre Ablehnung des Teufelsglaubens

nicht einen Hauch von kultureller Bevormundung und intellektuellem Kolonialismus in sich trägt.

Paradoxerweise sind oft dieselben Theologen von der Teufelsrede pikiert, die sich vor zehn Jahren darüber gefreut haben, endlich einen außereuropäischen Papst zu bekommen, einen, der die Sprache der globalisierten Kirche spricht. In dieser Sprache herrscht ein anderes Vokabular, oft auch eine andere Grammatik, sicher aber eine andere Semantik, die nicht nur soziale und umweltethische Fragen umfasst, sondern auch die zentralen Fragen christlicher Welterklärung. Das gehört zu den Erkenntnissen, die Papst Franziskus befördert hat.

Viele Botschaften sind höchst ambivalent

Eine teuflisch schwierige Frage ist in diesem Zusammenhang, ob manche Äußerungen des Pontifex über Frauen, die vom deutschsprachigen Feuilleton fast genauso eifrig rezipiert werden wie die über den Teufel, auch der alternativen Semantik des globalen Südens zuzurechnen sind oder doch eher der klassisch westlichen, misogynen Tradition.

Für die Mahnung des Papstes an junge Priester, keine „geschwätzigen alten Frauen“ zu werden, gilt belegbar bis

Aristoteles wohl Letzteres. Nicht so klar zuzuordnen sind die berühmten „Erdbeeren auf der Torte“ aus dem Jahr 2014, mit denen Franziskus Frauen vergleicht. Mein argentinischer Kollege schwört, das sei in seiner Heimat ein ehrliches Kompliment an Frauen. Bei einem schlaun Jesuiten jedoch kann man sich nicht sicher sein, ob nicht die Sprachkreation vom „Machismus im Rock“ eine besonders subversive Form der Kritik an einem allzu selbstgerechten, eurozentrischen, spaßbefreiten Feminismus sein könnte.

Anders, als wenn es um den Teufel geht, erscheinen die päpstlichen Botschaften zum Thema Frauen höchst ambivalent. Sie zeugen von den vielen Ungleichzeitigkeiten, mit denen die Kirche konfrontiert ist. Nüchtern betrachtet ist der Machismus in Soutane während dieses Pontifikats deutlich geringer geworden, wenn auch nicht in gleichem Maß, wie die über viele

Pontifikate zuvor aufgestauten Erwartungen größer geworden sind. Zurück zum Teufel. Das Problem reicht tiefer als in bloß kulturelle Diversität. Wenn der Papst den Teufel ganz ohne theologisches Wenn und Aber als personale Realität benennt und in der Welt am Werk sieht, geht er damit *ad fontes*: Die Erlösung vom Bösen wird seit den Evangelien über Jahrhunderte hinweg tatsächlich als Erlösung vom Teufel als personifiziertem Bösem und von seinem Wirken verstanden. Der Teufel ist keine *quantité négligable*, kein *Hapax legomenon* im Neuen Testament. Wer die Osterliturgie halbwegs aufmerksam verfolgt, weiß: Die Erlösung durch das Kreuz ist eine Entmachtung des Teufels.

Wenn es uns also so nachhaltig irritiert, dass das aktuelle Oberhaupt der katholischen Kirche diesen Glauben ganz selbstverständlich ausspricht, lautet die eigentliche Frage: Wie vermittelbar ist die ungefilterte Botschaft des Christen-

tums überhaupt noch? Nach zwei Päpsten, in deren Wirken der Kollisionskurs mit der säkularen Moderne vor allem im Bereich der (Sexual-)Moral offenkundig wurde, und nach einem Papst, dessen theologische Überlegungen zu kompliziert für Schlagzeilen waren, sorgt nun Franziskus dafür, dass die Theologie wieder einmal an ihre zentrale Problemlage und Aufgabe erinnert wird: Die Botschaft des Christentums von der Erlösung vom Bösen in ihren Grundtexten an den Mann und die Frau zu bringen.

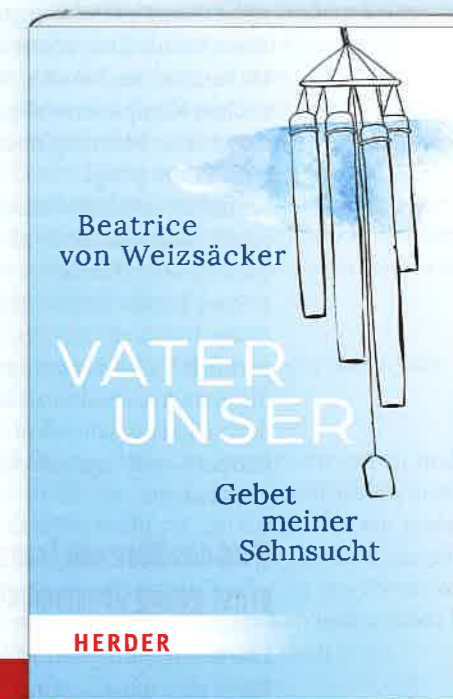
Als Theologin rauft man sich die Haare

Zugegeben: Als Theologin rauft man sich die Haare, wenn der Papst die Kinderfrage nach dem *unde malum* im Stil des „Herrn der Ringe“ beantwortet: „Gott hat den Teufel besiegt, und zwar am Kreuz! Aber du weißt doch, wie das mit Drachen ist – mit dem Teufel ist das

GLAUBE ICH, WAS ICH BETE?

Das Vaterunser ist das bekannteste Gebet der Christenheit. In jedem Gottesdienst kommt es vor. Beatrice von Weizsäcker aber fragt sich: Glaube ich auch, was ich da bete? Satz für Satz beleuchtet sie den Inhalt. Dabei entdeckt sie, dass das Vaterunser ein Gebet der Sehnsucht ist und regt ihre Leserinnen und Leser dazu an, die vertrauten Worte des Vaterunser ganz neu zu entdecken.

176 S. | Gebunden mit Schutzumschlag und Leseband
€ 18,00 (D) / € 18,60 (A)
ISBN 978-3-451-39491-1



HERDER
Lesen ist Leben

Neu in allen Buchhandlungen
oder unter www.herder.de



Theresia Heimerl, geboren 1971, Studium der Deutschen und Klassischen Philologie und Katholischen Theologie in Graz und Würzburg, Dr. phil. 1998, Dr. theol. 2002. Habilitation über den „Körper in Patristik, Gnosis und Manichäismus“, seit 2003 ao. Professorin für Religionswissenschaft an der Universität Graz.

wie mit einem großen, schrecklichen Drachen. Auch wenn der getötet wird: Er hat einen langen Schwanz, und auch wenn er tot ist, schlägt der Schwanz noch hin und her“ (Stimmen der Zeit 143 [2018] 166–172). All die gelehrten Abhandlungen zur *privatio boni*, die psychologischen und soziologischen Raffinessen, um mit christlicher Theologie nach der Aufklärung noch bestehen zu können – und dann ein Bild wie aus der *Legenda Aurea* oder eben der „Ringe-Trilogie“. Andererseits: beide Werke erreichten ein Millionenpublikum mit ihren Erklärungen des Bösen, was für die gegenwärtige Theologie eher weniger zutrifft. Die oft sehr simpel anmutenden Aussagen dieses Papstes über den Teufel sind der Stachel im Fleisch einer Theologie und Vorstellung von Kirche, die sich mit möglichst sanften Diskursbrücken über den garstig tiefen Graben zwischen der biblischen Botschaft und der europäischen Moderne hinwegretten will.

Und dann ist da noch die Sache mit dem Sex. Schlimm genug, dass auch dieser Papst dazu etwas sagt. Das kann, angesichts der stündlich aktualisierten Diversitäten und der dazugehörigen Fettnäpfchen, eigentlich nur falsch sein. Aber Sex als Eintrittstor des Teufels: bitte nicht. Da nutzt es auch nichts, dass, von der metaphysischen Komponente abgesehen, *Alice Schwarzer* die gleiche Meinung über Pornos als Anregung zum Bösen pflegt. Sexualität und katholische Kirche, dieses Trauma reicht heute viel tiefer als vorehelicher Sex, Verhütung und alternative erotische Orientierung. Früher hätten kritisch-kirchentreuere Schäfchen einen Teufel, der aus Pornofilmchen hervorlugt, peinlich bis witzig gefunden. Heute dagegen ist die erste Assoziation zu Teufel, Kleriker und Sex der vielfache, jahrzehntelange Missbrauch von Kindern und Jugendlichen durch Priester und Ordensleute.

Wird das Böse von Franziskus ernst genug genommen?

Die Verurteilung des Missbrauchs durch diesen Papst als teuflische „Ungeheuerlichkeit eines psychisch kranken oder böswilligen Kirchenmannes oder einer Kirchenfrau“ („Vatican News“ vom 11. August 2022) verharmlost das Wirken des Bösen, und zwar in der schlechten Tradition, einzelne Individuen zu Sündern zu erklären, die beeinflusst sind durch die Versuchungen einer modernen pornografischen Kultur.

Es waren dieselben Priester, die ihren kindlichen Gläubigen mit dem Teufel gedroht haben und die sich dann „teuflisch“ an ihnen vergingen.

Der Teufel steckt nicht nur im Detail, er verbirgt sich auch schon lange vor *Eugen Drewermann* in der Struktur, in der Institution – und in der Tradition.

So sehr Papst Franziskus auch den sexuellen Missbrauch verurteilt, so sehr er für die Bestrafung der Täter eintritt und die Unvereinbarkeit von Täterschaft und Priesteramt betont, es bleibt der Eindruck von Ignoranz gegenüber der historisch toxischen Gemengelage von kirchlicher Struktur und Sexualmoral. Es waren dieselben Priester, die ihren kindlichen Gläubigen erst bei jeder unzüchtigen Selbstberührung mit dem Teufel gedroht haben und die sich dann „teuflisch“ an ihnen vergingen. Es waren Kleriker, denen im Knabenseminar ein vertrauter Umgang mit Frauen als Einfallstor des Satans gepredigt worden war, die dann in grausamer Perversion dieser Warnungen ihre Trieb-Zuflucht bei reinen und unschuldigen Kindern gesucht haben.

Verwundert es, wenn viele Kommentare in sozialen Medien angesichts der päpstlichen Äußerung zynisch meinen, ein Pornofilm wäre die bessere und der Zölibatsbruch mit einem oder einer Erwachsenen die beste Wahl gewesen? Anders als bei seinem Vorgänger, der als augustinisch geprägter, historisch denkender Theologe um die Wirkmacht des Bösen über den Einzelnen hinaus hätte wissen müssen und der dennoch individualistisch und strukturvergessen argumentiert hat, nimmt man Franziskus seinen situativen, konkreten, hemdsärmelig-naiven Zugang ab: Schaut keine Pornos, dann hat der Teufel keine Chance – und ihr habt keinen Sex mit Minderjährigen. So redet ein 86-jähriger Seelsorger, der in einer anderen Zeit groß geworden ist und der sich redlich bemüht. Reicht das? Kann irgendetwas in dieser Angelegenheit reichen?

Die ersten zehn Jahre des Pontifikats von Papst Franziskus waren spannend, kreativ irritierend, manchmal enttäuschend. Wie schon auf *Benedikt XVI.* brechen über diesen Papst die unerledigten kirchlichen Hausaufgaben der (Post-)Moderne mit voller Wucht zusammen. Es wirkt manchmal so, als würde Franziskus mal ein wenig aus diesem, mal ein wenig aus jenem Stapel der sich „wie die Karnickel“ vermehrenden Aufgaben herausziehen, es in Angriff nehmen, aber nur, um es dann wie ein erschöpfter Schüler halb erledigt wieder in eine Ecke zu legen, wissend, dass der Durcheinanderbringer, von dem er so oft spricht, ohnehin bald wieder alles neu mischt. ■

Ein Gespräch mit Judith Kunz, Präsidentin des Cäcilienverbandes

„Resonanz wird spürbar“

In Kirchenmusik steckt enormes Potenzial, erklärt Judith Kunz, Präsidentin des Allgemeinen Cäcilienverbandes für Deutschland, dem Verband für katholische Kirchenmusik. Ein Gespräch über die Intimität des Singens, Schätze der Tradition, Attraktivität für Kirchenferne und fehlende Visionen. Die Fragen stellte HILDE NAURATH.

Frau Kunz, Musik hat die Macht, die Menschen anzurühren, von Besinnlichkeit bis zur Ekstase. Wie verbinden sich für Sie Musik und Glaube?

Kunz: Musik ist für mich und viele andere Menschen ein Medium, um den persönlichen Glauben auszudrücken. Text und Musik gehen eine Verbindung ein, die besonders anspricht und berührt. Das funktioniert nicht nur in der Kirchenmusik, sondern auch auf einem Rockkonzert. Und warum weine ich beispielsweise bei bestimmter Musik? Musik regt viele Regionen im Gehirn an, auch die emotionale Ebene im limbischen System, das dafür da ist, Gefühle umzusetzen und Reaktionen hervorzurufen.

Was ist das Besondere beim Chorgesang?

Kunz: Singen ist mein ureigenstes Instrument, das mich buchstäblich in Schwingungen versetzt. Die Stimme an sich ist etwas sehr Persönliches, Intimes. In einem Chor wird sie Teil eines großen Ganzen. Der Klang trifft von allen Seiten auf mich, ich trete in Resonanz mit meinen Mitmenschen. Das schafft ein starkes Gemeinschaftserlebnis. Wir hatten vor einiger Zeit in der Limburger Mädchenkantorei einen Stimmcoach zu Besuch, der uns den Obertongesang vorgeführt hat. Das ist eine Gesangstechnik, die den Höreindruck einer Mehrstimmigkeit erzeugt. Sie hat uns sehr beeindruckt, weil sie so eindeutig zeigt: Schon auf rein physikalischer Ebene schwingt die Stimme im Raum körperlich mit; es macht körperlich etwas mit mir, wenn um mich herum Menschen singen. Noch dazu ist der Chor eine Ansammlung von verschiedensten Charakteren, die sich in einem anderen Kontext nicht gemeinsam wiederfinden würden. Das bewegt – im wahrsten Sinn.

Dann ist Kirchenmusik mehr als eine Dienerin der Liturgie?

Kunz: Ja. Die Liturgie ist ein zentraler Grunddienst der Kirche und damit auch der Kirchenmusik. Das gottesdienstliche Feiern der Kirche darf nicht kleingeredet und die Kirchenmusik nicht devot gesehen werden. Daher lassen Sie mich die Frage anders stellen: Was wollen wir als Kirche erreichen? Was und wie will Kirche sein? Das setzt gegenseitiges Verständnis voraus. Meiner Meinung nach mangelt es an einem echten Austausch



zwischen Theologen und Kirchenmusikern. Es ist schade, dass wir nicht öfter ins Gespräch kommen, es ist oft ein Nebeneinander. Soll es darum gehen, den Menschen liturgiefähig zu machen – oder darum, den Menschen als Teil des liturgischen Feierns wahrzunehmen und einzubinden? Für mich ist die Liturgie für den Menschen da. Es ist die Rolle der ganzen Gottesdienstgemeinde, sich aktiv einzubringen und ein Glaubenszeugnis zu geben; das ist die *Participatio actuosa*, die Beteiligung im Sinne des Zweiten Vatikanischen Konzils. Die Kirchenmusik leistet diese Beteiligung. Und sie schafft eine Verbindung innerhalb der Gemeinde. Das müssen wir viel mehr nutzen. Ich erlebe es immer wieder – allein schon im Wording –, dass Eltern von Chorkindern keinen Bezug zur Kirche haben. Sie fragen dann, wann das „Konzert“ zu Ende ist. Ich antworte, dass sie herzlich zum Gottesdienst eingeladen sind. Viele Eltern sind überfordert mit dem Kontext, sie wissen nicht, wann sie aufstehen und wann sie sich hinsetzen müssen, und kennen viele Gebete und Antworten nicht. Die Kirchenmusik aber ist ein Anknüpfungspunkt, von dem aus wir weitergehen können. Dabei müssen vermehrt auch andere Formate als die Eucharistiefeier in den Blick genommen und in der Praxis vor Ort umgesetzt werden.

Wieso bringen denn kirchenferne Eltern ihre Kinder in einen Kirchenchor?

Kunz: Weil die musikalische Arbeit sehr gut ist und die Gemeinschaft nicht nur zur Leistung auffordert, sondern die Kinder in den Blick nimmt. Im Chor wird ein respektvoller, achtsamer Umgang miteinander praktiziert, durch den die Persönlichkeit gestärkt wird. Die Kinder erwerben Sozialkompetenz. Sie sind bei uns gut aufgehoben und werden begleitet. Das kann eine Basis für das ganze Leben sein.

Wie frustrierend ist es dann, wenn ein Kirchenchor Höchstleistungen vollbringt und die Gottesdienstbesucher vor sich hindämmern?

Kunz: Sicherlich spricht es nicht alle an, wenn beispielsweise lateinische Ordinarien gesungen werden. Aber ich erlebe, dass Menschen unsere Musik wertschätzen. Fachlich können sie